

Mondfang

Eine Kurzgeschichte



Yves Gorat Stommel

Mondfang

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Impressum

Mondfang

© Yves Gorat Stommel

Erste Version: 2015

Diese Version: 2022

Web:

www.yvesgoratstommel.com

Facebook: www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:

ygstommel@gmx.de

Postanschrift:

Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Mondfang

»Kritisch ... Das könnte zeitlich knapp werden ...«

Von der ungeduldigen Stimme im Schlaf gestört, drehte Paul sich auf die andere Seite, blinzelte kurz und schloss wieder die Augen.

»Verdammt!«, ließ sich die Stimme erneut vernehmen.

»Verdammt«, wiederholte der Zwölfjährige leise, sich über die erneute Störung ärgierend und gleichzeitig hoffend, dass seine im nächsten Zimmer schlafenden Eltern ihn nicht gehört hatten. Sowohl die Innen- als auch Außenwände der Hütte schwächten jeglichen Schall nur minimal ab.

Undeutlich drang weiter leises Gemurmel zu Paul vor, aber die Müdigkeit hatte ihm im Griff. Er widmete sich gerade wieder seinen Träumen, als ein lauter Knall ihn endgültig aus dem Schlaf riss. Die Wand neben seinem Bett bebte und Staub regnete aus den Ritzen der Deckenbretter auf ihn herab.

Erschrocken sprang der Junge auf, ging an sein Fenster und zog die schweren Gardinen zur Seite. Ein schwacher Schein drang von einer im Sand der Straße steckenden Fackel zu ihm herein.

Merkwürdige Geräte waren am und um das Nachbarhaus verstreut. Unter anderem lehnte ein großer, flacher Bogen am einfachen Holzverschlag, der sein Nachbar Hubertus sein Heim nannte. Mehrere Längenmaße – ebenfalls aus Holz – lagen neben der großformatigen Waffe im Schmutz. Schließlich war da noch das hohle Rohr, durch dessen schmales Ende der Nachbar die Sterne studierte. Auf einem Schemel gesessen, wippte Hubertus seinen rechten Fuß nervös auf und nieder.

»Ärgerlich«, murmelte der alte Mann in seinen grauen Vollbart hinein.

»Aber morgen ist auch noch eine Nacht ...«

Paul folgte mit den Augen der Richtung des hölzernen Rohres, auf der Suche nach dem Objekt, welches sein Nachbar so gespannt beobachtete. Doch am Himmelszelt mit seinen Sternen konnte er nichts Ungewöhnliches erkennen. Ein Anblick wie in jeder anderer Nacht.

Kurz überlegte Paul, Hubertus auf sein merkwürdiges Verhalten anzusprechen. Aber der allein wohnende alte Mann flößte Paul – wie allen anderen Kindern im Dorf – Respekt, wenn nicht sogar Angst ein. Ein mürrischer Einsiedler mit Glatze, stechenden Augen und hektischem Benehmen, dem kaum ein freundliches Wort über die Lippen kam. So zügelte Paul seine Neugierde und kehrte leise zu seinem Lager zurück. Vielleicht ließe sich im Tageslicht mehr erkennen.

Als keine Viertelstunde später ein plötzlicher, starker Windstoß das Dorf heimsuchte, die Häuser ächzen ließ und Staub meterhoch aufwirbelte, schlief er längst wieder.

Ein lautes Klopfen an der Haustür ließ Paul die Augen öffnen. Die noch junge Dämmerung hob die Umrisse seines Zimmers unscharf aus der Dunkelheit. Es war noch früh. Viel zu früh.

»Paul!«, rief seine Mutter.

Sie war in der Küche tätig, während Pauls Vater bereits vor dem Sonnenaufgang aufgestanden war und sich wie jeden Tag um das Vieh kümmerte.

Sonntag war der einzige Tag, dem Paul, dem einzigen noch verbliebenen Kind der Familie, zum Ausschlafen zugestanden wurde. An allen anderen Tagen half er seinem Vater im Stall und auf dem Feld. Eine willkommene Erholung nach eine Woche des Frühaufstehens.

Soviel dazu ... Murrend trat er die Decke zur Seite, schlüpfte in die von seiner Mutter aus Leder und Holz gefertigten Schuhe und schlürfte in Richtung Flur. Das karge Haus war um diese Zeit noch angenehm kühl. In der Luft schwebende Staubkörnchen funkelten in den fast horizontal durch die dreckigen Fensterscheiben dringenden Sonnenstrahlen.

Kaum hatte Paul die Tür geöffnet, da drängte Hubertus sich ungeduldig an ihm vorbei. »Wo ist mein Speer?«, fragte er, ohne sich mit Begrüßungen aufzuhalten.

»Speer? Was für ein Speer?«

Paul eine Erklärung schuldig bleibend, durchschritt Hubertus barfuß die Wohnung und betrat das Zimmer des Jungen.

»Gefunden!«, freute sich der alte Mann.

Paul lief es kalt den Rücken runter, als er das etwa zwei Meter lange Projektil entdeckte. Tief im Holz verankert, war es zuvor durch die Außenwand des Hauses eingedrungen und nur wenige Zentimeter über seinen Schlafplatz hinweg geflogen.

»Dauert nicht lange, ich bin gleich wieder weg!«, versprach Hubertus, während er sich an dem Speer zu schaffen machte. Ächzend bewegte er den Schaft hin und her, stemmte sich mit einem Bein gegen die Wand und hängte sich sogar kurz mit dem ganzen Körpergewicht an das Projektil. Begleitet von einem lauten Krachen löste sich am Ende mit dem Geschoss auch ein größeres Brett aus der Wand.

»Die Sicherung war nicht ganz eingerastet, gestern Nacht«, erklärte Hubertus, eine Entschuldigung dem Anschein nach für überflüssig haltend. »Daher der verirrte Schuss. Hatte noch nicht mal das Seil daran

angebracht. Passiert mir nicht noch einmal!« Er zeigte auf das aufgespießte Wandbrett. »Das hier lege ich dir später vor die Haustür.« Dann ließ er den verdutzten Paul mit einem kurzen Nicken zum Abschied in seinem Zimmer zurück. Die Haustür schloss er nicht.

Noch am selben Nachmittag nahm Paul seinen ganzen Mut zusammen und stattete seinem Nachbarn einen Besuch ab. Nicht nur wollte er Hubertus nach dem noch nicht wieder zurückgebrachten Brett fragen. Er wollte den alten Mann vor allem davon abhalten, weiter seinen nächtlichen Aktionen nachzugehen. Denn beim nächsten Mal mochte der Speer gerade etwas tiefer durch Pauls Zimmer sausen ...

Über die ungepflasterte Hauptstraße des bloß ein Dutzend Hütten und Bauernhöfe zählenden Dorfes ging er die paar Meter zu dem bescheidenen Nachbarhaus, in dem sich nichts regte. Geschlossene Fensterläden auf der Front und auf den beiden Seiten verliehen der einstöckigen Behausung einen abweisenden Charakter.

Auch auf ein zweites Klopfen folgte keine Reaktion. Erst als Paul nicht nachgab und erneut und lauter seine Anwesenheit kund tat, hallte ein verärgerter Aufschrei aus der Wohnung.

»Kann man nicht mal in Ruhe schlafen!«

»Aber ...«, begann Paul.

»Lass mich in Ruhe! Es liegt eine harte Nacht vor mir!«

»Genau darum ...«

»Hinfort!«

Eingeschüchtert kehrte Paul dem Haus den Rücken. Doch als er sich zuhause auf sein Bett setzte und der Blick auf die ramponierte Wand fiel, regte sich sein Stolz und er ballte kurz entschlossen die Fäuste. »Dann wird es wohl auch eine harte Nacht für mich!«

Es ging auf Mitternacht zu, als plötzlich das Quietschen von Holz zu vernehmen war. Schwere Gerätschaften wurden aus dem Nachbarhaus geschoben. Das Schlagen der Tür und ein angestrenktes Schnaufen folgten.

Paul, der auf diesen Moment gewartet hatte, sprang auf und durchquerte mit vorgestreckten Armen sein dunkles Zimmer und den Flur. Heute war Neumond und die Dunkelheit war tief und fast greifbar.

Er trat ins Freie. Neben der Hintertür – sie war etwas weiter von der Schlafstätte der Eltern entfernt als die Vordertür – hatte er ein Bündel mit Reisig deponiert, welches er nun durch den Funken zweier aneinander

geschlagener Feuersteine entzündete. Hastig umrundete Paul das einstöckige Haus.

»Oh, besten Dank für die Hilfe«, grüßte ihn Hubertus, der eben selbst eine noch nicht entzündete Fackel hantierte. »Licht ist sehr willkommen.« Er lachte auf. »Ich will ja nicht wieder den Speer in deinem Zimmer versenken.«

»Eigentlich bin ich nicht hier, um zu helfen, sondern ...«, begann Paul, doch Hubertus fiel ihm ins Wort:

»Spannende Nacht, heute. Zweite von vier geeigneten Nächten. Beste Chance genau heute. Dieses Mal wird's klappen! Ich habe alles berechnet.« Gewissenhaft justierte er die Abschuss-Vorrichtung des Speers. »Der Ort stimmt – jetzt noch der richtige Zeitpunkt. Doch Vorsicht! Wenn der Nachtwind kommt, ist es eigentlich schon zu spät!«

Der Nachtwind. Vor ihm wurde jede und jeder schon als kleines Kind gewarnt. Doch bei dieser Geschichte handelte es sich nicht etwa um ein weiteres Ammenmärchen; nicht um einen Erziehungsstrick. Den Nachtwind gab es wirklich. Jeder Neumond brachte ihn mit sich: Plötzlich und doch immer zur gleichen Zeit fegte er an vier Nächten pro Monat über das Land – und ließ alles ein paar Sekunden lang erzittern. Menschen und Tiere verkrochen sich an geschützten Orten. Alles, was wichtig war, wurde angebunden oder sicher eingelagert. Wo der Nachtwind her kam, wusste niemand. Ein ungelöstes Rätsel. Ein Phänomen, vor dem die Jüngsten Angst hatten, welches die Älteren so gut wie eben möglich ignorierten – und welches Paul bis jetzt noch überhaupt nicht mit der heutigen Nacht in Verbindung gebracht hatte.

Ängstlich schaute der Zwölfjährige um sich, auch wenn der Schein der nun entzündeten Fackel nicht weit reichte und der Nachtwind natürlich nicht sichtbar wäre.

»Ist es sicher hier draußen?« Furcht schwang in Pauls Stimme mit.

»Sicher?«, lachte Hubertus auf. »Hier unten einigermaßen ... Aber da?« Er zeigte nach oben. »Da möchtest du jetzt nicht sein.«

»Was ist da oben?«

»Momentan nur Luft.«

»Und später?«

»Zumindest für wenige Sekunden etwas anderes.« Der alte Mann lächelte Paul verschwörerisch an. Das flackernde Licht der Fackel spiegelte sich in seinen amüsierten Augen wider. Dann wandte er sich um und eilte in sein Haus. Nur wenige Sekunden später kehrte er mit einem Holzkonstrukt im Schlepptau zurück.

Ein umgebauter Schlitten, erkannte Paul. Im vorderen Bereich verstärkt. Dort befand sich auch die große Winde, auf die geflochtenes Tau gewickelt war. Gleich mit mehreren Knoten befestigte Hubertus das Ende des Seils am Speer, dann wickelte er etwa sechzig Meter ab, peinlich darauf achtend, dass sich keine Knoten bildeten.

»Gestern war die Sicherung nicht voll eingerastet«, erklärte er, auf die Abschussvorrichtung zeigend. »Glücklicherweise ist der Speer in deinem Zimmer stecken geblieben. Sonst hätte ich ihn vielleicht verloren.«

»Glücklicherweise?«, wiederholte Paul ungläubig. »Das Ding hätte mich fast ...«

»Er kommt!«

Paul trat automatisch näher an das Nachbarhaus heran und spitzte die Ohren.

»Ich höre nichts«, flüsterte er nach einigen Sekunden.

»Das Geräusch und der Wind sind verzögert – sie treffen immer erst nach dem Vorbeiflug ein. Die Stoßwelle muss sich von etwa fünfzig Meter Höhe zu uns herabarbeiten. Bis dahin ist er längst an uns vorbeigeschossen.«

»Wer ist er?«

»Die Nacht ist klar«, stellte Hubertus fest. »Hier, nimm die Fackel und schau nach oben. Dann siehst du ihn gleich selbst.«

Gehorsam hob Paul die Lichtquelle in Richtung Himmel.

»Wann?«, fragte er – da weiteten sich bereits seine Augen.

Gleichzeitig jauchzte Hubertus.

Ein lauter Knall ertönte, von der Abschussvorrichtung kommend, doch Paul starte weiter in die Höhe; er konnte seine Augen nicht von dem Anblick über ihm losreißen.

Atemberaubend schnell raste ein riesiges Objekt vorüber. Ein aufgrund der Geschwindigkeit unscharfes Gebilde aus Felsen, Kratern, Bergen und Tälern wurde schwach von der Fackel in Pauls Hand angeleuchtet. Der Himmel wurde vollständig von der grauen Masse verdeckt.

Fünf atemlose Sekunden vergingen, dann riss ein plötzlicher Windstoß Paul von den Beinen. Die Fackel erlosch.

Als der Spuk vorbei war und der Wind sich nach einer weiteren halben Minute gelegt hatte, richtete Paul sich in der nun wieder vollständigen Dunkelheit wie betäubt auf.

Neben ihm fluchte Hubertus lautstark. Der Schuss hatte sein Ziel verfehlt.

Aus dem griesgrämigen Greis waren in der Nacht keine weiteren Informationen herauszubekommen gewesen. Und den nächsten Tag verbrachte der verärgerte Mann durchgängig im Bett, so dass Paul ihn erst

kurz vor Mitternacht zu Gesicht bekam. Wie in der Nacht zuvor baute Hubertus gerade seine Gerätschaften auf, als Paul sich zu ihm gesellte.

»Habe den Schlitten noch etwas nachgebessert.« Er zeigte auf zwei Bretter, die seitlich aus dem Konstrukt hervor sahen. »Sollte uns ein wenig Auftrieb geben.«

»Uns?«

Hubertus ignorierte die Frage. »Da ich die Kurbel bediene, musst du dich um die Flügel kümmern. Sie sind ausfahrbar und einer der beiden muss rechtzeitig eingezogen werden. Damit wir uns um die eigene Achse drehen und landen können.«

»Worauf landen?«

»Worauf wohl?«, fragte Hubertus ungeduldig. »Auf dem Mond natürlich!«

»Also war es wirklich der Mond, der da gestern über uns hinweggefegt ist?«

»Was denn sonst?« Mit einem Gesichtsausdruck, der ehrlichen Unglauben angesichts einer derart dummen Frage ausdrückte, sah Hubertus ihn an.

»Aber ist der Mond nicht weit weg von der Erde?«, fragte Paul.

»Meistens ja«, stimmte Hubertus zu. »Aber warum ist der Mond momentan wohl nicht am Himmel zu sehen, hm?«

»Weil die Erde zwischen Sonne und Mond steht«, meinte Paul. »Damit fällt kein Licht auf den Mond.«

»Grundsätzlich richtig«, erwiderte Hubertus. »Aber zusätzlich ist er in den Nächten um den Neumond deutlich näher an der Erde als sonst. Damit taucht er tief in den Erdschatten. Er dringt in unsere Atmosphäre ein und schleicht sich wie ein Dieb durch unsere Nacht. Nur wenige Meter über unseren Köpfen.«

»Und warum?«, wollte Paul wissen. »Was will er von uns?«

»Wollen?« Hubertus sah auf, lachte dann schallend. »Er will nichts. Er ist keine Person. Oder etwa ein Gott, wie viele dieser leichtgläubigen Idioten hier ...« Er machte eine fahrig bewegte Bewegung, die das ganze Dorf mit einzuschließen schien. »... meinen. Der Mond ist ein Himmelskörper – wie die Erde.«

»Eine weitere Welt?« Unwillkürlich sah Paul nach oben.

»Genau. Und die will ich in Besitz nehmen. Ein Himmelskörper, dessen König und Kaiser ich bin.« Hubertus sah Paul links an. »Du bekommst auch einen Teil, wenn du mir hilfst. Nur einen kleinen, natürlich. Die Arbeit habe hauptsächlich ich gemacht!«

»Ich ... Ist das nicht gefährlich?«

»Längst berechnet. Mathematisch erfasst. Alles gänzlich ungefährlich.«
Er zeigte auf den Holzschlitten. »Und nun setz' dich hin.«

Anstatt zu gehorchen, wich Paul einen Schritt zurück. »Ich weiß nicht, ob ich das darf ... Ich meine, meine Eltern wissen ja nicht ...«

»Okay, kein Problem«, zuckte Hubertus die Achseln. »Aber beschwere dich später nicht bei mir, wenn du deine Chance, ein gefeierter Abenteurer zu werden, verpasst hast. Vom ausgeschlagenen Reichtum mal ganz abgesehen.«

Einerseits war Paul erleichtert – andererseits wünschte er sich nun plötzlich doch, in das Gefährt einzusteigen. Was, wenn Hubertus gar nicht so verrückt war, wie es schien? Immerhin hatte Paul gestern Nacht dort oben tatsächlich etwas gesehen.

»Ist zwar schade«, sagte Paul nach kurzer Überlegung. »Aber es ist, glaube ich, besser so. Danke, dass Sie nicht böse sind.«

Hubertus sah auf eine auf dem Boden stehende Sanduhr und verfiel dann in hektische Betriebsamkeit. »Natürlich nicht.« Er hielt Paul zwei Holzkeile hin, die bis eben die Flügel gestützt hatten. Paul nahm sie entgegen.

»Warum auch?«, fügte der Greis dann hinzu und schoss den Speer ab, um fast gleichzeitig nach Paul zu greifen. »Du kommst ja mit!«

Mit einem Ruck hatte er Paul in den Schlitten gezerrt. Selbst sprang er vor dem Jungen in das Holzgefährt, während der Speer irgendwo über ihnen in der Dunkelheit verschwand und die Kurbel schnell drehend weiteres Seil frei gab.

»Treffer!«, schrie er erfreut.

Dann erfasst sie die Druckwelle. Gleichzeitig bremste Hubertus die Abrollgeschwindigkeit der Kurbel und ein Ruck durchfuhr das Gefährt, als es schlagartig beschleunigt wurde. Pauls Kopf flog in seinen Nacken. Seine Wirbelsäule zerschellte fast an der harten Rückenlehne des Schlittens. Er konnte kaum noch atmen und war vor Schmerzen wie betäubt.

»Jetzt sind wir genauso schnell wie der Mond«, rief Hubertus, während das Gefährt sich vom Boden löste. Dem Quietschen der Seilwinde nach zu urteilen, holte der Greis das Tau ein. Daher steigerte sich ihre Geschwindigkeit weiter. »Wir kommen ihm näher!«

Dennoch schien der Wind langsam in Stärke nachzulassen, da sie sich nun näher am Erdtrabanten befanden. Pauls Rücken drückte nicht mehr ganz so stark auf das Holz. Er öffnete die Augen – und sah nichts. Dort, über ihnen, war ihr Ziel. Doch wie sah es aus? Was wartete dort auf sie? Und vor allem, fiel ihm plötzlich ein: »Wie kommen wir wieder zurück?«

»Wir wiederholen das Spiel«, antwortete Hubertus. »Nur andersherum. Wir schießen den Speer vom Mond in Richtung Erde. Morgen um etwa die

gleiche Zeit kehren wir zurück. Dann ist der Mond gerade noch nah genug an der Erde. Ich hoffe, du hast dir für die Zeit ein paar Butterbrote mitgenommen. Meine reichen nur für mich!«

»Und Wasser?«

Einen Moment lang trat Schweigen ein und es war nichts als das Pfeifen des Windes zu hören.

»Verdammt!«, fluchte Hubertus dann. »Ich wusste, ich habe bei meiner Planung etwas vergessen!«

Noch bevor Paul antworten konnte, hatte Hubertus bereits eine Entscheidung getroffen. Er gab die Kurbel frei, mit der Folge, dass das Seil sich schlagartig abwickelte.

»Flügel rein!«, schrie Hubertus. Der wieder in Stärke zunehmende Wind zerfetzte seine Worte. »Wir gehen runter!«

Automatisch gehorchte Paul und tastete nach den Holzplatten. Ein flaes Gefühl im Magen zeigte ihm, dass sie sich tatsächlich zurück in Richtung Erde bewegten. Doch wo war der Boden? Und wie schnell waren sie unterwegs? Was, wenn ein Baum im Weg stand? Oder ein Haus?

»Ich schneide jetzt das Seil durch!«, schrie Hubertus über seine Schulter. »Flügel raus!«

Paul biss die Zähne aufeinander, tat wie ihm geheißen – und betete.

Ein paar Zweige peitschten über seinen linken Unterarm. Weitere Augenblicke vergingen in trügerischem Gleitflug. Dann setzten sie auf – den Bruchteil einer Sekunde lang. Der Schlitten hob wieder ab, segelte weiter, brach durch eine Hecke, setzte erneut auf, schlitterte und kam schließlich zum Stillstand. Aus dem Gefährt geschleudert, landete Paul im Gras und verlor das Bewusstsein.

Erst die Dämmerung weckte Paul aus seiner Ohnmacht. Auf einen Schlag hellwach richtete er sich auf. Bis auf ein paar Abschürfungen und blaue Flecken schien er unverletzt. Ein Glück! Sein Blick schweifte über eine ihm unbekannte Umgebung und traf auf das Wrack des Schlittens, welches eben von Hubertus einer Untersuchung unterzogen wurde.

»Ah!«, wurde dieser nun auf Paul aufmerksam. »Du bist wieder wach! Komm mal her und hilf mir!«

Sich den schmerzenden Nacken reibend kam Paul näher.

»Wir sind nur einen halben Tagesmarsch vom Dorf entfernt«, erzählte Hubertus. »Hilf mal, den Schlitten aufzurichten. Ein paar Reparaturen sind notwendig. Und zurück im Dorf kümmere ich mich um einen neuen Speer. In etwas mehr als drei Wochen sind wir dann wirklich startklar für die Eroberung des Mondes!«

Paul sah im ersten Moment entgeistert auf den werkelnden Mann hinab. Glaube er wirklich, er würde freiwillig mitmachen? Nach dem Höllentrip?

»Hier halten«, meinte Hubertus.

Kopfschüttelnd ging Paul in die Knie und folgte den Anweisungen.

Die Schäden am Gefährt waren tatsächlich übersichtlich. Und mit ein wenig Heu und Stoff ließ sich das Innere für den nächsten Tripp deutlich komfortabler gestalten. Vielleicht, so überlegte Paul, würden außerdem ein paar Lederriemen Sinn machen, um Proviant festzuzurren.

»Wir müssen beim nächsten Mal auch ein zweites Seil mitnehmen«, sagte er dann. »Um auch bei der Rückkehr den Speer befestigen zu können.«

»Guter Punkt«, nickte Hubertus, während Paul sich verwundert aufrichtete.

Hatte er gerade von *wir* gesprochen? Machte er bereits Pläne für den nächsten Versuch? Wollte er wirklich bei der Fortsetzung dieses Vorhabens dabei sein?

Unmöglich!

Doch als Hubertus ihn bat, ihm beim Einrenken einer der Flügel zu helfen, atmete Paul die kühle Morgenluft tief ein, richtete einen Moment lang den Blick nach oben – und ging dann dem alten Mann zur Hand.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Reiseberichte

(kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:

Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten

(kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme; Götterwette; Infiltration; Klaviersong; Kollektiv; Manifestation; Marionetten; Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den Newsletter (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

www.yvesgoratstommel.com/newsletter/

Leseprobe »Achtbeinige Seelen«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/achtbeinige-seelen/

Prolog

Gefangen!

Das Wort geisterte durch meinen Kopf; es war der erste und einzige Gedanke, den ich fassen konnte. Schon seit Stunden – oder waren es Tage? Wochen? – kämpfte ich um einen Weg aus dem Strudel an Empfindungen. Ich versuchte zu überlegen, nachzudenken. Langsam. Logisch. Aber mein Gehirn ließ mich nicht. Stress. Wie unter Drogen kam kein klares Bild zu Stande. Ich lief den Ereignissen hinterher, begriff erst im Rückblick, was geschehen war, welche Handlungen ich ausgeführt hatte. Nur mühsam erkämpfte ich mir die Kontrolle über mein Bewusstsein; nur qualvoll langsam erstritt ich mir die Fähigkeit, meine Gedanken zu lenken.

Die Wände waren weich, und sie schlossen sich eng um meinen Körper. Entsetzlich eng. Feuchtigkeit. Oben, unten, rechts, links ... nein, nicht links. Links spürte ich etwas anderes. Weich, wie die Wände – und dennoch anders.

Eine Hand.

Die bisher ununterbrochene Panik ließ kurz nach, nur um verstärkt Besitz von mir zu ergreifen, als mir der unerträgliche Gedanke kam, dass ich mit einer Leiche eingesperrt war. Zwar schien mir die Hand warm, doch dies ließ keinen Schluss auf die Lebendigkeit der Person zu: Alles in dem Raum war auf Körpertemperatur.

Ich hatte meine Finger zurückgezogen, doch tastete nun erneut, den fremden Arm hinauffahrend. Die Bewegung kostete mich große

Mühe, da meine Muskeln mir nicht mit der gewohnten Genauigkeit gehorchten. Ich vermutete, dass die Drogen, die man mir anscheinend verabreicht hatte, für die eingeschränkte Koordination verantwortlich waren.

Da! Eine Bewegung der Schulter der anderen Person. Erleichtert entspannten sich meine Muskeln, und ich ließ meinen Arm zurücksinken. Wer bist du?, wollte ich fragen, doch schon traf mich der nächste Schock.

Ich konnte nicht sprechen!

Ein unartikulierte Murmeln verließ meinen Mund, merkwürdig verzerrt und in der Tonlage gleichzeitig zu hoch und zu dumpf. Ich versuchte es erneut, mit ähnlichem Misserfolg. Was war bloß mit mir geschehen?

Ich dämmerte weg. Unkontrollierbar und immer wieder. Das Vergehen der Zeit war kaum greifbar: Zu keinem Zeitpunkt konnte ich sagen, ob es Tag oder Nacht war. Lediglich ein schwacher Schein drang ab und zu an meine Augen, doch wirklich sehen tat ich nichts: Die Person neben mir blieb unerkannt.

Neben dem Tastsinn blieb mir nur der Gehörsinn. Auch wenn ich mir sicher war, dass auch dieser beeinträchtigt war. Denn die Worte, die an meine Ohren drangen, klangen unnatürlich. Es waren Menschen, die dort sprachen, doch ich hatte das unbestimmte Gefühl, zwischen ihnen und mir befände sich eine Wand aus Wasser. Darüber hinaus musste die Sprache eine sein, die ich nicht beherrschte. Dennoch versuchte ich, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Die Sprache der Hoffnungslosigkeit ist weltweit die gleiche: Ich schrie, rief, flehte – zumindest versuchte ich es. Das Ergebnis war ein leises Krächzen.

Mit dem Verstreichen der Zeit besserte sich mein Geisteszustand: Die Gedanken kamen koordinierter, und die Müdigkeit übermannte mich nicht unausweichlich, bevor ich auch nur eine einzige Überlegung zu Ende führen konnte. Bekam ich zu essen? Hunger hatte ich nicht, doch es musste Tage her sein, dass ich etwas zu mir genommen hatte. Ich konnte mich an keine einzige Mahlzeit erinnern.

Wie mochte es meinem Mitgefangenen gehen? Ab und zu suchte ich Kontakt zu ihm, doch er reagierte – wenn überhaupt – auf unerwartete Weise. Ab und zu trat er um sich, dann schien er wiederum zu schlafen. Kein Wort vernahm ich von ihm – oder ihr? So verlor ich schließlich das Interesse. Offensichtlich konnte er oder sie mir nicht helfen; die Gründe für meine Anwesenheit in dieser warmen, das Bewusstsein beeinträchtigenden Höhle musste ich allein ergründen.

Wo war ich? Bis wann würde ich hierbleiben müssen? Und würde ich gegen meine Entführer ankämpfen, sollte es notwendig sein? Denn zu Grunde gehen wollte ich auf keinen Fall in diesem Gefängnis: Sterben wollte ich an der frischen Luft.

Sterben.

Als dieses Wort zum ersten Mal aus dem Chaos meiner Empfindungen und Gedanken auftauchte, durchfuhr mich ein Blitz der Erinnerung: Der Eintritt der tödlichen Kugel; die unerwartete Wucht, die mich nach hinten riss; die Unfähigkeit, den Treffer als Realität anzuerkennen; der Schmerz.

Und nur Sekundenbruchteile später der alles ausblendende Tod. Oder nicht?

Ich war am Leben ... Offensichtlich hatte mich jemand gerettet, hatte mich versorgt und gepflegt. Vermutlich war es angebracht, der unbekanntem Person dankbar zu sein. Vielleicht sollte ich nicht alle meine Kräfte darauf verschwenden, meinen Ausbruch zu planen?

Einige Augenblicke lang schöpfte ich Hoffnung. Ich hatte eine Erklärung für meinen Zustand gefunden! Leider war die Erleichterung nur von kurzer Dauer. Denn eigentlich wusste ich es besser und spürte bereits, wie die Zweifel die Fundamente meiner eben erst aufgestellten Theorie untergruben. Denn eines war mir klar; eines erlaubte keinen Widerspruch:

Ich war gestorben.

Ich war tot ... gewesen?

Gerade erkämpfte sich diese Erkenntnis einen festen Platz in meiner Gedankenwelt, als es plötzlich geschah: Der Weg zurück ans Tageslicht öffnete sich so selbstverständlich, als ob es nie einen

Zweifel an dem Eintreten dieses Ereignisses gegeben hatte. Mein Mitgefangener drängelte sich vor, trat den Weg ins Freie vor mir an. Ich folgte kurz darauf.

Ich wurde fünf Minuten nach meiner Schwester geboren.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/achtbeinige-seelen/